

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 78 (1998)
Heft: 4

Artikel: Ineffiziente Partnermärkte und geringe Opportunitätskosten : warum die Ehe überleben wird!
Autor: Binswanger, Mathias
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-165911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mathias Binswanger, geboren 1962, studierte Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen und promovierte in Deutschland an der Universität Kassel zum Dr. rer. pol.; anschliessend war er als Berater für die Abteilung Umwelt und Verkehr der Volkswagen AG tätig. 1993 bis 1994 arbeitete er am Institut für Wirtschaft und Ökologie (IWÖ) der Hochschule St. Gallen als Dozent und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Rahmen eines Nationalfondsprojekts über ökologischen Strukturwandel in der Schweiz. Von 1995 bis Anfang 1998 erfolgte die Ausarbeitung einer Habilitation zum Zusammenhang zwischen Aktienkursen und der Realwirtschaft.

INEFFIZIENTE PARTNERMÄRKTE UND GERINGE OPPORTUNITÄTSKOSTEN: WARUM DIE EHE ÜBERLEBEN WIRD!

Rein ökonomisch betrachtet scheint eine Ehe heute wenig Sinn zu machen. Erstaunlich ist nicht, dass die Zahl der Eheschliessungen im langfristigen Trend leicht zurückgeht, sondern mit welcher Hartnäckigkeit an dieser Institution festgehalten wird. Dies, obwohl aus dem unauflöselichen Bund fürs Leben mittlerweile eher kurz- bis mittelfristige Engagements geworden sind, die im Durchschnitt in der Schweiz gerade noch 7 Jahre dauern. Die Chance auf eine Scheidung durch den Tod liegt bei etwa 60 Prozent, was die Ehe zu einem ziemlich riskanten Projekt macht. In der Wirtschaft würden nur wenige Menschen, die das Ja-Wort geben, in ein Projekt investieren, das in vierzig von hundert Fällen scheitert.

Es ist längst nicht mehr klar, was man eigentlich durch eine Ehe «gewinnt». Früher war das viel eindeutiger. Die Frau partizipierte durch die Ehe am Einkommen des Mannes und «bezahlte» dafür mit Hausarbeit, Kindererziehung und, last but not least, ihrem Körper. Auf die Kinder war man wiederum als Altersvorsorge angewiesen, so dass Ehe gleichzeitig auch Familie bedeutete. Heute ist das anders. In allen Industrieländern sind die Frauen am Erwerbsleben beteiligt, was die Ehe destabilisiert hat. In vielen Industrieländern gibt es einen statistisch signifikanten Zusammenhang zwischen dem Anstieg der weiblichen Berufstätigkeit und dem Anstieg der Scheidungsrate nach 1970. Und eigene Kinder nützen bei der Altersvorsorge wenig. Sie sind im Gegenteil zu einer schweren finanziellen Belastung geworden. Nach einer kürzlich veröffentlichten Studie soll ein Kind insgesamt 820 000 Franken kosten. Natürlich ist die konkrete Zahl dieser Studie, wie bei den meisten Studien, an den Haaren herbeigezogen, doch illustriert sie, dass sich Kinder nur aus nicht-materiellen Gründen «lohnen» können. Aus diesen und weiteren Gründen prophezeit der amerikanische Soziologe Francis Fukuyama (ja der, der auch schon das Ende der Geschichte prophezeit hat) in seinem für 1999 geplanten Buch «Der grosse Bruch» bereits das Ende der Familie.

Doch das Ende der Familie ist nicht so nahe, wie Fukuyama meint. Denn Ehe und

Familie werden geschützt. Nein, nicht durch die Kirche, denn diese muss heute um ihre eigene Ehe mit dem Staat bangen. Die Ehe wird geschützt durch die enormen Transaktionskosten und Informationsasymmetrien auf den Partnermärkten und die hierzulande geringen Opportunitätskosten einer Ehe. Die Ökonomie spielt also doch noch eine Rolle, und ich werde gleich daran gehen, die erwähnten ökonomischen Fachtermini zu enträtseln.

Gemäss der massgeblich von dem amerikanischen Ökonomen und Nobelpreisträger Gary Becker entwickelten sogenannten *New Home Economics* müsste sich eine Partnersuche unter rational handelnden Individuen folgendermassen abspielen. Will jemand einen Partner haben, weil ihm oder ihr das Singledasein verleidet ist, dann startet er einen Suchprozess, der in eine extensive und eine intensive Komponente zerfällt. Während der extensiven Phase wird ein möglichst grosses Spektrum an potentiellen Partnern gesichtet, aus dem dann in der intensiven Phase wenige vorausgewählte Kandidaten einer genauen Prüfung (*Screening* und *Monitoring*) unterzogen werden. Allerdings ist die Partnersuche nicht gratis. Deshalb wird ein heiratswilliges Individuum solange nach einem geeigneten Partner suchen, wie die zusätzlichen Kosten dieser Suche (Grenzkosten) geringer sind als der zusätzlich entstehende Ertrag (Grenzertrag), den er oder sie sich durch die Suche

nach weiteren möglichen Partnern verspricht.

Hat man sich dann erst einmal einen Überblick über den Markt verschafft, werden die in Frage kommenden Heiratskandidaten in der intensiven Phase auf ihre Eigenschaften hin abgecheckt. Schliesslich wird dann der Partner gewählt, bei welchem der Ertrag der Partnerschaft im Vergleich zum entgangenen Nutzen (den Opportunitätskosten) des Singledaseins am grössten ist. Haben sich zwei Individuen nach diesem rationalen Auswahlverfahren gefunden, dann sollten sie eigentlich glücklich bis an ihr Lebensende zusammenbleiben; denn sie haben ja den für sie optimalen Partner gefunden. Zwar werden ehemals optimale Partner später nicht selten zu suboptimalen Partnern, da sich Bedürfnisse, Eigenschaften, Aussehen usw. mit der Zeit ändern. Doch ein wirklich rationales Individuum sollte auch das bereits voraussehen und in den Entscheid miteinbeziehen. Ist beispielsweise das Aussehen ein wichtiges Kriterium, dann müsste das zukünftige erwartete Aussehen aller möglichen Partner über die erwartete Dauer der Partnerschaft auf den jetzigen Zeitpunkt abdiskontiert werden, was jüngere oder langsamer alternde potentielle Partner bevorzugt. Erst dann kann auch ein langfristig optimaler Entscheid gefällt werden.

Schlecht informiert

In der Praxis sind wir hier in Westeuropa von diesem Idealmodell meilenweit entfernt. Von einer Auswahl unter einer Vielzahl von potentiellen Partnern können die meisten nur träumen. Dieses Privileg bleibt einigen besonders gut aussehenden oder besonders prominenten oder besonders reichen Mitbürgern vorbehalten. Nur eine Minderheit spielt in der Nationalliga A und kann sich die Top-Angebote aussuchen. Der Normalbürger ist schon froh, wenn er pro Jahr ein paar wenige Zufallsbekanntschaften mit dem anderen Geschlecht macht, oder, auch nicht selten, wenn er überhaupt jemanden trifft. Die meisten Partnerschaften sind pure Zufallsprodukte und von einem rational durchgeführten *Screening* und *Monitoring* kann nicht im entferntesten die Rede sein. Ein solches findet, wenn überhaupt, nur in kleinen Mikrowelten wie etwa dem Ar-

beitsplatz statt, wo es vielleicht möglich ist, unter zwei in Frage kommenden Partnern den optimalen zu wählen. Aber das ist nicht gerade berauschend im Zeitalter der Globalisierung.

Warum sind unsere Partnermärkte so weit vom postulierten Modell eines perfekten Heiratsmarktes entfernt? Der Grund liegt bei den enormen Kosten, die mit einer Partnersuche verbunden sind. Der Partnermarkt ist eben ein sehr spezieller Markt, bei dem die Information über das Gut (den potentiellen Partner) höchst einseitig verteilt ist: Es herrscht Informationsasymmetrie. Der Nachfrager ist schlecht informiert und weiss praktisch nichts über den zu findenden Partner, der häufig selbst nicht einmal weiss, dass er als Anbieter in Erscheinung tritt. Schlechte Information der Nachfrager ist an und für sich nichts besonderes, denn wenn ich zum Beispiel einen neuen Computer kaufen möchte, dann ist das ganz ähnlich. Im Gegensatz zu den Computeranbietern bin ich meist nur unzureichend informiert, doch diesem Zustand kann mit relativ wenig Aufwand abgeholfen werden. Ich muss nur in einige Geschäfte gehen und mich über das Angebot orientieren, bis ich genügend Informationen besitze, um einen Kaufentscheid zu fällen. Beim Heiratsmarkt geht das leider nicht. Heiratsmärkte sind nicht nur durch Informationsasymmetrien gekennzeichnet. Sie sind in reichen Ländern wie der Schweiz, wenn man so will, extrem illiquid. Man muss schon einen enormen Aufwand betreiben, um überhaupt einen möglichen Partner zu finden und darf sich diesen Aufwand dann nicht einmal anmerken lassen, denn es soll ja auch noch zwanglos wirken. Und hat man erst einmal einen möglichen Partner gefunden, dann gilt es weiter herausfinden, ob er oder sie überhaupt Interesse hat, was in vielen Fällen einen weiteren beträchtlichen Aufwand nach sich zieht, der häufig nicht einmal von Erfolg gekrönt ist.

Man kann sich nun fragen, warum das alles so kompliziert ist. Eigentlich wäre es doch ganz einfach. Wir haben aber den Partnermarkt durch die Art unseres sozialen Zusammenlebens und die damit verbundenen (meist ungeschriebenen) Regeln und Konventionen so kompliziert und illiquid gemacht, dass man im Partnermarkt nur auf hundert Umwegen zum

.....
*Der Partnermarkt
 ist eben ein
 sehr spezieller
 Markt, bei dem
 die Information
 über den poten-
 tiellen Partner
 höchst einseitig
 verteilt ist.*

Ziel kommt. Doch, und das ist das Entscheidende hier: Die Illiquidität des Partnermarktes ist einer der Faktoren, welcher die Ehe schützt; denn in den meisten Fällen ist der Suchaufwand (die Such- und Transaktionskosten) so gross, dass, wenn man einmal einen einigermaßen passenden Partner gefunden hat, dieser nicht leichtfertig wieder aufgegeben wird. Auch Ehen, die nicht zwingend das Prädikat «Traumehe» verdienen, bleiben so nicht selten erhalten. Nicht weil einer der Partner finanziell auf den anderen angewiesen ist, sondern weil es mit so viel Aufwand verbunden ist, jemanden zu finden, von dem man noch nicht einmal weiss, ob er dann wirklich besser ist.

Dritte Welt ist erste Wahl

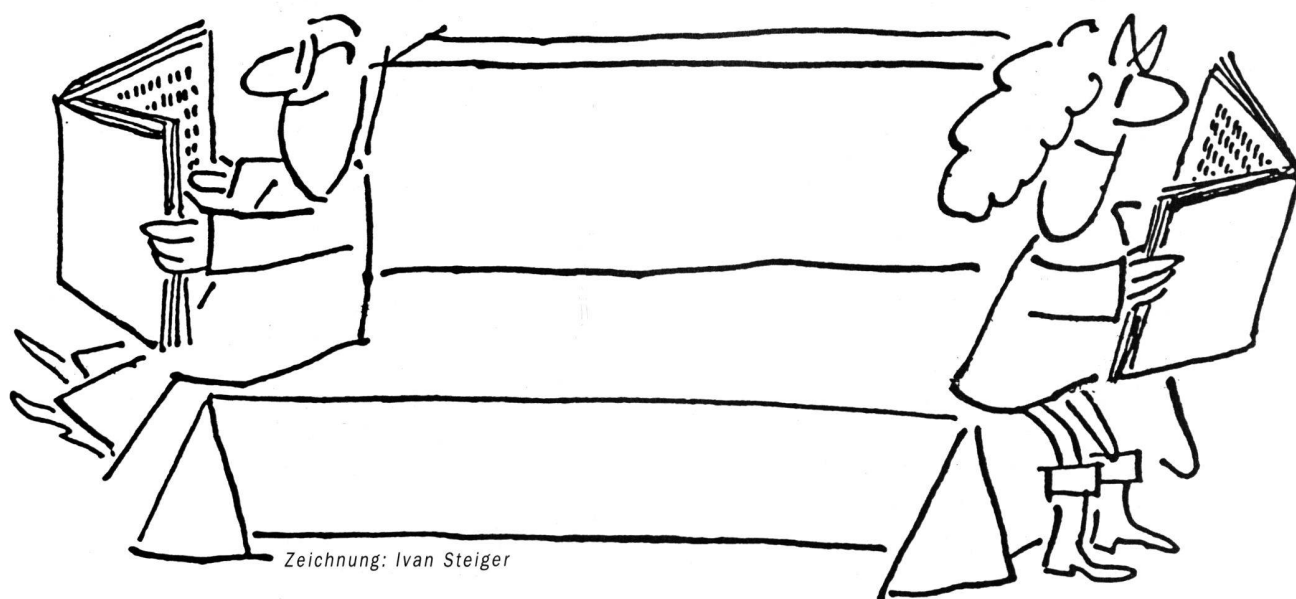
Ja aber, so wird man nun einwenden, für dieses Problem gibt es eine einfache Lösung: Partnersuchinserate in Zeitungen oder auf dem Internet. Doch auch diese Märkte scheitern an der bestehenden Informationsasymmetrie. Hier kommt nämlich ein weiteres Element hinzu, welches Ökonomen als adverse Selektion oder negative Auslese bezeichnen. Es besteht ein Anreiz, nur die positiven Eigenschaften anzupreisen, denn der Nachfrager ist nicht informiert und kann die Angebote nicht einordnen.

Allerdings gibt es im Zuge der Globalisierung noch eine zweite Variante, wie sich

.....
*Die Illiquidität
 des
 Partnermarktes
 ist einer der
 Faktoren, welcher
 die Ehe schützt,
 denn in den
 meisten Fällen
 ist der
 Suchaufwand so
 gross, dass,
 wenn man
 einmal einen
 einigermaßen
 passenden
 Partner gefunden
 hat, dieser nicht
 leichtfertig
 wieder
 aufgegeben wird.*

die hohen Transaktionskosten des Heiratsmarktes verringern lassen. Man geht in ein Land, wo diese Kosten gering und Partnermärkte «traumhaft» liquid sind. Diese Länder sind, wie man unschwer erraten wird, Entwicklungsländer, wo sich ohne grossen Aufwand ein *Screening* und *Monitoring* möglicher Partner durchführen lässt. Wie ich in einem Artikel für die «Weltwoche» aufgezeigt habe, wird von dieser Möglichkeit in steigendem Ausmass Gebrauch gemacht. Besonders Brasilien, Thailand, die Philippinen und die Dominikanische Republik erfreuen sich bei partnersuchenden Männern grosser Beliebtheit. Der geringere Grad an Emanzipiertheit der Frauen mag dabei eine Rolle spielen. In diesen und weiteren Ländern erlauben es die Konventionen, Frauen auf der Strasse anzusprechen. Natürlich ist man als Nachfrager nur solange interessant, wie man aus einem reichen Land kommt, doch diese Bedingung erfüllt der Schweizer und auch die Schweizerin nach wie vor mit Bravour.

Die Möglichkeit in liquide Partnermärkte in der Dritten Welt auszuweichen, wirkt sich tendenziell als Gefährdung der Ehe aus, da sie den Suchaufwand, um einen neuen Partner zu finden, herabsetzt. Doch der Mehrheit der Menschen fehlt vor allem aufgrund beruflicher Engagements und persönlicher Inflexibilität nach wie vor die Möglichkeit, intensiv von diesen Märkten Gebrauch zu machen. Für viele



Menschen hierzulande spielt sich das Sozialleben ab einem bestimmten Alter (so zwischen 30 und 40) mehrheitlich in den eigenen vier Wänden ab. Da gibt es keine rauschenden Feste, die man ohne Partner feiern würde, oder faszinierende Bekanntschaften, die man machen könnte. Man kann höchstens abends länger im Büro bleiben, ohne dies jemandem mitteilen zu müssen. Das Singledasein ist für die meisten genügend unattraktiv, um eine Heirat auch ökonomisch zu rechtfertigen, da einem nur wenig entgeht, wenn man es aufgibt. Das heisst: Die Opportunitätskosten sind gering. Und diese geringen Opportunitätskosten schützen zusammen mit den hohen Transaktionskosten der Partnermärkte die Ehe. Ohne eine unwäl-

.....
*Das Singledasein
 ist für die
 meisten genügend
 unattraktiv, um
 eine Heirat auch
 ökonomisch zu
 rechtfertigen, da
 einem nur wenig
 entgeht, wenn
 man es aufgibt.*

zende Änderung in der Art unseres Soziallebens wird uns die Ehe deshalb erhalten bleiben. ♦

Literatur:

- Gary Becker, A Theory of Marriage. *Journal of Political Economy*, 81, 1973, 813–846.
 Gary Becker, A Treatise on the Family. Cambridge Mass., 1981.
 Mathias Binswanger, Die Suche nach attraktiven Partnern ist grenzenlos. *Die Weltwoche*, Nr. 1 1996, S. 36.
 Francis Fukuyama, Der grosse Bruch (erscheint 1999).
 Karl Hans Hartwig, Partnerschaften – Ökonomie zwischenmenschlicher Beziehungen, in: Bernd Ramb und Manfred Tietzel (Hrsg.). *Ökonomische Verhaltenstheorie*. München 1993.

SPLITTER

Am entscheidendsten für den Niedergang der Ehe jedoch sind zweifellos die Verschiebungen zwischen männlichem und weiblichem Einkommen in den meisten postindustriellen Gesellschaften und die wirksame Geburtenkontrolle. Wie bereits ausgeführt, kann die Ehe als stillschweigendes Abkommen zwischen zwei Menschen betrachtet werden: Kinder gegen Geld. Um dieses wichtige Abkommen haben sich in allen Kulturen starke soziale Normen herausgebildet. In der westlichen Kultur zum Beispiel muss ein Mann den Verdienst eines Grossteils seines Lebens an seine Frau und die Kinder abliefern, um seine ernsthaften Absichten zu beweisen. Die moderne Geburtenkontrolle hat dieses Abkommen auf dramatische Weise durchbrochen. Seit die Gefahr für die Frauen gebannt ist, ungewollt schwanger zu werden, könnten sie es sich auch erlauben, bei der Wahl ihrer Partner viel weniger selektiv vorzugehen. Die wahre Bedeutung der Pille aber liegt darin, dass Frauen erstmals Sex haben können, ohne sich um die ökonomischen Konsequenzen zu sorgen. Das befreit auch die Männer vom Gebot, sich um die Frau zu kümmern, falls sie schwanger wird.

aus: Francis Fukuyama, *Das Ende der Familie*, in *Weltwoche* Nr. 1, 1. Januar 1998.